

hier ist hervorzuheben, dass, entgegen vielfacher heutiger Behauptung, solches sehr wohl möglich ist und effektiv zu anderen (höheren, weil qualitativ »besseren«) Ergebnissen führt als das ständig von neuem beschworene Gegenteil verabsolutierender Vereinseitigungen, welche weder aus einem wissenschaftlichen noch aus einem persönlichen Dilemma zu befreien vermögen. So aber kann, wissenschaftlich erhärtet, die »Endgültigkeit« meiner persönlichen Entscheidung mit der »Gültigkeit« einer Entscheidung eines anderen vereinbart werden. Es bedarf wohl keiner langen Ausführungen, damit deutlich wird, was das im Blick auf die missionarische Seite von Religionen und Theologien besagen muss: wir sind auf einer qualitativ anderen Stufe, als bisherige Kategorialisierungen die Problematik zu sehen gestatteten: entweder wissenschaftliche Gleichgültigkeit gegenüber allem oder persönliche Entscheidung des »Für« auf eine Erscheinungsweise von Religion bei (damit gleichzeitiger) Entscheidung eines »Wider« im Blick auf alle anderen Erscheinungsweisen. Überwindbar ist ein Zweifaches: einmal das Auseinanderfallen von Wissenschaft und realem Leben, und zum anderen die folgeschwere Beschränktheit auf einander ausschliessende Kategorien. Zwar sind die einzelnen Gedanken dieser Art nicht in jeder Hinsicht neu; wohl aber ist die Möglichkeit der hier angezeigten Konzentrierung ein Ergebnis unserer Tage, und der konkretisierende Schritt, wie er hier ausgeführt wird, ist es ebenfalls.

Von diesem »Rahmen« her erschliessen sich denn auch die Religionen in einer neuen Weise. Der Erfahrungsschatz der Menschheit im Umgang mit dem als göttlich Erahnten wird somit nicht nur in der Perspektive eines geschichtlichen Wissens oder eines Wissens aus Vergangenheit und Gegenwart relevant — etwa in der Art dessen, was man wissenschaftlich konstatieren kann: es artikuliert sich vielmehr die drängende hermeneutische Aufgabe im Blick auf den heutigen Menschen und seine Versuche zur Bewältigung der Sinnfragen und -möglichkeiten seines technisch perfekten und psychisch so belastenden und ungemesserten Lebens. Angesichts dieser Fragestellungen gewinnt das vorliegende Werk wiederum eine hohe Bedeutung, weil die Welt der Religionen in einer ausführlichen, aber doch noch überschaubaren Weise dargeboten wird. — Es sei lediglich angemerkt, dass z. B. in Band 2 die Artikel über das Alte Israel, Spätjudentum und Judentum etwas über 200 Seiten füllen — also angesichts der Fülle des Gesamtmaterials einen auch umfangmässig beachtlichen Platz gefunden haben. O. K.

HANS FISCHER-BARNICOL: Das Ende der Ökumene. Die Ausflucht vor dem Selbstverständlichen (Reihe »Essenz + Evidenz«). Zürich 1969. Verlag Die Waage. 65 Seiten.

Von wo aus soll man dieses kleine Büchlein beurteilen? Von seinen praktischen Postulaten aus? Diese — an die Adresse der Kirchen gerichtet — lauten: »Verzicht auf jede Mission, innere wie äussere, solange sie nicht gemeinsam erfolgen kann . . . Verzicht auf sämtliche karitativen Aktionen, die nicht miteinander durchgeführt werden . . . Verzichte auf jeglichen öffentlichen Anspruch der Kirchen, sofern er nicht gemeinsam erhoben werden kann . . . Verzicht auf die ökumenische »Bewegung« und die ökumenische Besonnenheit«. Dazu liesse sich leicht Vernichtendes sagen, und unschwer könnte man aus der Kommentierung — und schon aus der Tatsache des Vorliegens dieser Schrift — Selbstwidersprüche des Autors ableiten. — Sollte man statt dessen besser die Argumentationsstruk-

tur des Bändchens durchleuchten? Auch da gäbe es Schwierigkeiten. Die Gedankenfolge ist oft esoterisch; aus seinem religionsgeschichtlichen Wissensschatz teilt der Verfasser oft nur Andeutungen mit; die Argumentation mit der Begriffsgeschichte von »Ökumene« wirkt z. T. etwas spielerisch, manche Bemerkung wirkt peinlich (vgl. S. 52 zum Sekretariat für die Ungläubigen). — Doch wenn man dem Gehalt dieser Schrift nicht aus dem Weg gehen will, sollte man versuchen, zu den bestimmenden Perspektiven vorzudringen: der geschichtstheologischen Ortung des Problems, dem Plädoyer gegen eine »Theologie der Erlösung ohne Schöpfung«, den Ausführungen zur grundlegenden Bedeutung des Judentums und zum Missverständnis von Heilsgeschichte als willkürlicher Aussonderung, zur skandalösen Situation der Notwendigkeit eines »Ökumenismus« als solcher . . . In wenigen Zeilen lässt sich das hier freilich nicht differenziert betrachten; aber das Bändchen selbst gibt auch eher Anregungen als fertige »Lösungen« (trotz der häufig thetischen Form der Aussagen) und kann daher hier nur zu einer kritischen Meditation weiterempfohlen werden.

Albert Raffelt, Freiburg i. Br.

ALBRECHT GOES: Tagwerk. Prosa und Verse. Frankfurt/Main 1976. S. Fischer Verlag. 248 Seiten.

Sachkundig und tief erfahren, nennt der Dichter sein Tun »das strenge Handwerk des Schreibens«. Und für das also Getane könnte er im Rückblick keine treffendere, keine dichterischere Bezeichnung finden als eben »Tagwerk«, womit die Alltagsmühe des Schaffens aufgerufen ist und zugleich der Wirkungskreis genannt wird, den solche Tätigkeit erfüllt: Ein »Tagwerk« ist ja ein bäuerliches Flächenmass, und das hier bestellte Land ist wahrlich, um mit Fontane zu sprechen: »Ein weites Feld.« Auf den Dichter, Schriftsteller und Prediger Goes trifft allemal nicht zu, was die Franzosen gern bösmäulig und spitzzünftig von manchen Literaten sagen: dass nämlich edle Gesinnungen und gute Absichten schlechte Literatur hervorbrächten. Bei ihm, im Gegenteil, veredelt einzig die Form den Gehalt, was und worüber immer er schreiben mag. Stets ertönen Melodie der Sprache und Harmonie der Gedanken in überzeugendem Einklang. In diesem Band ist die Ernte von seinem »Tagwerk«, dem wohlbestellten Feld seines Wirkens, eingebracht. Getreu einem seiner Hausheiligen, Eduard Mörike, liegt darin »holdes Bescheiden«; denn was ihm nicht angehört, weiss er zu meiden. Um so ausdrucksicherer und beteiligter kann er darum — in Prosa und Versen — von dem ihm Gemässen sprechen. Und da ist das Mass wie das der Liebe: Unge-messen. Da ist es Bach, Mozart, Goethe, Mörike und — Goes selbst mag es verantworten, dass man noch einen am gleichen Atem mit jenen Erlauchten nennen darf — der Bauer Christian Wagner aus Warmbronn. Und von den Lebenden oder denen, die mit ihm gelebt haben, die er noch erlebt hat: Karl Barth, Max Picard, Hans Carossa, Thomas Mann, Bruno Walter, Carl J. Burckhardt, Martin Buber. Ganz bescheidenlich und sanft ironisch auch er selbst mit einem Nachruf in eigener Sache »Wie wir erst jetzt erfuhren«. Aber dann auch wieder vollmächtig und in strenger Verantwortung vor dem Wort in seiner Dankansprache bei der Ehrenpromotion zum Doktor der Theologie in Mainz: »Buchstab und gesprochen Wort«.

Gerade die Ehrfurcht vor dem Wort musste ihn mit Martin Buber zusammenführen. Goes ist kein »wortgewaltiger« Prediger und Schriftsteller, wie der Klischeeausdruck lautet, — Gottlob ist er's nicht; denn die Wortgewalt